# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 79. Bromberg, den 26. April 1927.


# Die Tunnelbauer.

## Roman von Otto Hoecker.



(12. Fortsetzung. 

„Früher habe ich mehr Geld verdient, als ich verbrauchen konnte," vermaß sich Goliath, der sich wieder ihrer Hände bemächtigt hatte. „Und so wird es auch wieder, denn bei unsereinem spielt das Geld keine Rolle." Mit verlangenden Blicken beugte er sich zu der vor ihm Zurückbebenden. „Ich sage dir, Mädchen, mit deiner Schönheit wirst du in San Franzisko zur Königin! Dort lebt kein Mann, der dir nicht huldigte — — und als meine Frau kannst du glänzen! Natürlich gehe ich wieder ins Wirtsgeschäft, denn da wird am meisten verdient, wenn man mit der herrschenden Partei gute Fühlung hat — — hin und wieder mache ich auch Geld im Preisring. Da kommen in einer Nacht mit den Wetten zwanzig= oder dreißigtausend Dollars zusammen. Man schwimmt nur so im Geld — — und du müßtest mir Brillanten tragen, in Samt und Seide gehüllt gehen — — keine Frau in der Stadt dürfte dich an Staat erreichen oder gar ausstechen. Hoho, wenn du mich auch noch so ungläubig ansiehst und mich in deinem Herzen für einen Prahlhans hältst — — es ist doch so. Ich habe deinem Vater Adressen gegeben, er soll Erkundigungen nach mir einziehen . . . wenn ihm mein Wort und Ruf nicht genügen, wird er zu hören bekommen, daß Teufelsdick ein im Steigen begriffener Stern, vielleicht sogar in Bälde eine kleine Sonne ist. Denn eines Tages will ich selbst Parteiboß sein und Millionen machen, wie der jetzige Boß auch — — und dann, Mädchen," fuhr er mit sich steigernder Beredsamkeit fort, „sollst du einen Mann suchen, der dich heißer und glühender liebt als ich. Schweige mir von deinem Floyd — — der Kerl hat Zuckerwasser statt rotes Blut in den Adern! . . . Totunglücklich würdest du mit ihm werden — — stelle dir doch ein solches Hundeleben vor! Nichts als abrackern müßtest du dich als seine Frau — früh verblüht am Leib, vorzeitig verbraucht müßtest du in die Grube fahren, ohne wirklich etwas vom Leben gehabt zu haben — — komm, schlag ein und gib dem armseligen Schlucker den Abschied! Was ich dir biete, ist Leben — ist Glück, Mädchen — eine wirkliche Lady sollst du werden. — Schlag ein, Kate Lou!"

Willenlos hatte sie seinen Redestrom über sich ergehen lassen; in seinen eben wildbewegten Zügen lag hinreißender Schwung. Ein süßes Grauen überkam sie, dessen sie sich nicht zu erwehren vermochte; es zwang sie, halb die Augen zu schließen — nicht anders, als stände sie hart am Rande eines Abgrundes, aus dessen Tiefe es verführerisch lockend zu ihr heraufwinkte. Was er ihr da mit glühenden Worten sagte, seine Verheißungen und Versprechungen, sie hatten ihr lange zuvor in den Ohren geklungen, waren aus ihren Träumen zu ihr gedrungen. — Das war wie im Märchen, da kam der Prinz, der die in unwirtliche Einsamkeit verwunschene Prinzessin erlösen wollte. Sie brauchte nur zu wollen — und alles, was ihr Herz sich wünschte, stand ihr zur Verfügung. Nicht einen Moment zweifelte sie an der Wirklichkeit seiner Versprechungen oder an seinem guten Glauben. Sie hatte in Chicago mit offenen Ohren um sich gehört, sie wußte genau, daß Teufelsdick die Wahrheit sprach — — ja, sie hatte sogar über ihn selbst reden gehört. Noch heute waren seine Siege im Preisring unvergessen. Niemand wußte, wohin der früher so gefeierte Preisboxer sich geflüchtet hatte — und nun war er, ohne daß sie es geahnt hatte, in ihr eigenes Leben getreten und warb schon seit langem um sie. Sie konnte ihn beglücken oder elend machen, ganz wie sie wollte, denn von ihr ließ sich der Hüne um den Finger wickeln. — Und Dick Foxey war ein schöner Mann, besonders wenn, wie eben, die Liebesleidenschaft aus ihm sprach und seine kecken Zügen adelte. Wie seine Zähne blitzten und welch heißes Feuer aus seinen dunklen Augen über sie hinstrahlte!

Aber sie liebte Floyd — ja, sie liebte ihn aufrichtig und hingebend, obwohl er lange nicht so männlich schön, so verwegen draufgängerisch und so freigebig war wie Goliath. Wie häßlich von Floyd, ihr ihre reiche Liebe mit solch schnödem Undank zu vergelten — so selbstsüchtig zu sein und sie in dieser verhaßten Einöde lebenslang begraben zu wollen. Hatte ihr Vater nicht recht? Starben die Frauen hier in der Runde nicht frühzeitiger als in der Stadt, die ihnen die Daseinsbürde so leicht machte? . . . Und Dick Foxey wollte sie nicht nur in die Stadt bringen, nein, er wollte aus ihr eine Königin machen, der man huldigen würde. Sie würde ein Leben in Saus und Braus an seiner Seite führen — jeder Tag in festlichem Gepränge, ein jeder der vielen Wünsche ihres Herzens erreichbar!

Wie heiß und leidenschaftlich Dick Foxeys Atem über sie hinstrich, als er sich nun über sie beugte! Welche Liebesglut schon aus seinem ungestümen Händedruck sprach! Ah, es mußte süß sein, sich von einem so gluterfüllten Riesen lieben zu lassen. Dann aber, als sie plötzlich zu ihm aufschaute, erschauerte sie wieder vor der wölfischen Wildheit seines Blickes. Dick Foxey war kein bequemer Lebensgefährte, der war wie sie selbst und wollte herrschen. In seiner Ehe entschied einmal nur sein Wille — — — und was konnte er ihr überhaupt sein. Was durfte er ihr sein! Unrecht von ihr war es, daß sie seinen tollen Liebesbeteuerungen überhaupt Gehör schenkte, während ihr Herz doch dem anderen Manne gehörte.

Kate Lou liebte Floyd — und selbst, wenn sie ihn nicht geliebt hätte, so hatte sie sich zu tief mit ihm eingelassen, um noch zurücktreten zu können. Auch er machte sein Herrenrecht auf sie geltend. Verriet sie ihn, so gab es vielleicht Mord und Totschlag!

Erschauernd löste sie sich aus Goliaths Umstrickung.

„Nein, nein, ich will nichts hören — — laßt ab von mir mit Euren Lockungen!" schrie sie heiser auf. Mit flammenden Blicken maß sie ihn, als sie sich endlich seinen Armen entwunden hatte und ihm nun mit hochrotem Gesicht und schweratmend gegenüberstand. „Ich bin Floyd Custers Braut — und in seiner Gegenwart würdet Ihr es nicht wagen, mir derartig von Eurer Leidenschaft zu sprechen!"

Ein gefährliches Zucken ging durch sein dunkel gewordenes Gesicht und er lachte mißtönig auf.

„Wenn du keine andere Sorge hast als die Furcht vor deinem Liebsten, — dann überlaß es mir, dich von ihm loszueisen!" vermaß er sich.

„Ich lasse nichts gegen ihn sagen — — ich habe ihn lieb — — unendlich lieb!" schrie sie wieder, als hoffte sie Halt und Kraft in ihrem eigenen Stimmenklang zu gewinnen. „Es ist schlecht von Euch, mir von Liebe zu reden — ich bin seine verlobte Braut und —"

„Pah, in der Liebe gibt es weder Bruder noch Freund — ich habe dich lieb und ich zwinge dich zum Glück, Kate Lou!" Da hielt er sie schon wieder mit Riesenarmen umschlungen, eiserne Fesseln waren es, denen sie sich mit allem Sträuben und Winden nicht zu entziehen vermochte. Er

beugte sich über sie und küßte ihre Stirn, ihre Ohren, die braunen Löckchen an den Schläfen und sie mußte es leiden. Nur als er sie trotz ihres Sträubens auf den Mund zu küssen wagte, da schrie sie laut auf, riß sich los und schlug ihm heftig ins Gesicht.

Aber dazu lachte er nur. „Wilde, spröde Hummel, ich mache dich kirre — — du sollst mich freiwillig küssen!" Mit ausgebreiteten Armen kam er auf sie zu und sie mußte sich, da er ihr die Tür vertrat, hinter den Rücken ihres vor sich hinkichernden Vaters flüchten. „Ich habe dich lieb, Kate Lou, und mein mußt du werden. Kein Gott rettet dich davor — und du willst dich auch gar nicht retten lassen." Nun zeigte er ihr im Siegeslächeln wieder die blitzenden Zähne und wie er sie, ungeachtet ihres heftigen Sträubens, wieder zu fassen bekam und in die Arme schloß, da trieb seine brutale Zärtlichkeit einen süßbangen Schauer um den andern durch ihren Leib. „Du hast mich auch lieb, Kate Lou — und die Neigung zu jenem andern bildest du dir nur ein — — du hast zur Viehmagd nicht das Zeug in dir!"

Da war das häßliche Wort wieder, vor dessen mißtönendem Klang sie sich schon so oft entsetzt hatte. Das Wort war wie eine Verwünschung; es bannte alles aus ihrem Lebenskreis, was sie glücklich machen konnte. — Gab sie ihrer törichten Neigung nach, blieb sie Floyd Custer treu, so würde sie die Viehmagd bis zu ihrem letzten Tage spielen müssen und niemals ihren Stadthunger sättigen können. Händeringend flüchtete sie zu ihrem Vater.

„Wie kannst du es dulden, daß der fremde Mann mich in deiner Gegenwart liebkost! Du weißt doch, daß ich Floyd Treue schulde und —"

„Nicht von mir aus!" Jack Wilson verwahrte sich mit beiden Händen. „Und der fremde Mann hier wird dir gar bald lieb und vertraut sein, das ist auch deines Vaters Wunsch. Sei doch nicht dumm, Kate Lou . . . es geht doch dich an und nicht mich. Und doch bin ich wie im Rausch, seitdem Dick Foxey mich ins Vertrauen gezogen hat. Reiße dir die dumme Liebschaft aus dem Kopf . . . hier winkt das Glück mit vollen Armen — —"

Sie stand erschauernd. Fast jammernd blickte sie ihn an. „Aber Vater, Floyd liebt mich! Es wäre sein Tod, wenn ich ihm die Treue bräche — und ich kann es auch nicht, ich habe ihn lieb — —"

„Da irrst du dich, Kindchen", unterbrach sie ihr Vater unter boshaftem Gekicher, „du hast nur dich selbst lieb, ganz allein dich, Kate Lou — — und nun sträube dich — — hähä, ich will dich nicht zwingen — und Dick Foxey auch nicht — — Komm' du erst mit dir ins Reine und werde dir klar, wem die größere Liebe gilt — deinem Floyd und dem Trauerlos an seiner Seite oder dem glanzvollen Leben in der Stadt. Teufelsdick ist als Mann schließlich auch nicht zu verachten. Hähä!"

Von der anderen Seite her sprach Goliath wieder auf sie ein, zärtlich und girrend, leidenschaftslodernd und stürmisch. Mit jeder neuen Sekunde war er ein anderer. Aber jedes Wort, das er sprach, war in glühende Liebeswonne getaucht. Wenn nur das grausame Lächeln um seine Lippen, das metallische Funkeln in seinen Augen seinen Worten nicht widersprochen hätte. Instinktiv spürte das Mädchen den klaffendenUnterschied zwischen seinemSturmeswerben und der demütigen Liebe ihres Verlobten. Hier sprachen nur die Sinne — — Floyd gab ihr sein ganzes Herz. Ah, wenn er nur nicht so hartnäckig auf seinem Kopf bestehen wollte. An seiner Seite in der Stadt wäre ihr ein bescheidenes Glück genug, sie brauchte nicht all den Überfluß, den ihr Goliath so lockend zu Füßen zu legen versprach. — Aber schon jetzt fühlte sie, daß sie es sich und damit auch Floyd niemals würde verzeihen können, wenn sie die Lockung nicht von sich wies.

Mit zornigem Aufschrei entwand sie sich Goliaths neuer Umarmung und rannte zur Tür.

„Ihr müßt mir Zeit lassen!" stammelte sie. „Ich sage nicht ja und nicht nein — — ich muß erst wieder klaren Sinnes werden — — und ich habe meinen Schatz lieb — — ja, ich habe ihn lieb!" schrie sie in sein lautes Lachen hinein und eilte, während ihr haltlos die Tränen aus den Augen stürzten, in die Einsamkeit ihres Stübchens.

Aber noch auf der Bodentreppe hörte sie seinen tiefen Baß, und sein Siegerlachen ging ihr nicht mehr aus den Ohren. Das warb und lockte — und die Stadt lockte und winkte — und das Leben war so kurz; und hatte sie sich einmal fortgegeben, so blieb ihr keine andere Wahl — — und es graute ihr vor der Wildnis!

## Zwölftes Kapitel.

Bob Custers Begräbnis gestaltete sich zu einer eindrucksvollen Trauerfeierlichkeit. Aus der weitesten Umgebung waren die Rancher und Cowboys gekommen, um dem auf so traurige Weise seines Lebens Beraubten die letzte Ehre zu erweisen. Der Tunnelbau ruhte, schichtweise marschierten die Steindriller, Felsmänner und Muckers auf unter Vorantritt des Kontraktors und seiner Beamten; in ihren Reihen befand sich auch Floyd.

Erst auf dem Friedhof gesellte er sich seinem Vater und Bessie zu, die er inmitten eines zahlreichen Trauergefolges fand. Mit beiden konnte er nur einen flüchtigen Händedruck austauschen, denn gleich ihnen mußte er teilnehmenden Nachbarn und Freunden Rede und Antwort stehen. Nur verstohlen konnte er seinen Vater betrachten. Der schien der Alte, straff und ungebeugt; aber in den wenigen Tagen hatten die tiefen Runen in seinen Zügen sich noch vertiest und aus den Augen war das sonst darin glühende Feuer verschwunden. Wenn Floyd es für möglich gehalten hätte, so würde er angenommen haben, daß die geröteten Augenränder des alten Mannes vom vielen Weinen verursacht seien. Aber er hatte seinen Vater nie im Leben eine Träne vergießen sehen; selbst hinter dem Sarge der Mutter war er trockenen Auges geschritten.

Bessie wehrte auch jetzt ihren Tränen nicht, wie auch die Frauen und Mädchen um sie die Taschentücher und Schürzen vor die Augen hielten. Aber das war Weiberart, und Bessie hatte ein gar weiches Herz und in dem so jäh Heimgegangenen hatte sie einen Bruder verloren. Aber der gewaltsam in sich verschlossene Jammer des alten Mannes tat ihm unsagbar weh. Das war nun das Ende seines langen, fleißigen und redlich verbrachten Lebens, daß er einsam, all seiner Lieben beraubt stand!

Es drängte ihn zum Vater. Wenigstens neben ihm zu stehen und verstohlen seine Hand zu drücken. Nicht länger begriff er, wie er auch nur einen Tag, ja nur eine Stunde seiner im Zorn gedacht haben konnte. Es war ja nur eifernde Liebe, die aus dem Vater sprach. Die Angst, den Sohn an die Welt verlieren zu müssen. Und wie er zagend und heimlich des Vaters Hand ergriff, da durchschauerte es ihn süß und bang ,den Gegendruck zu spüren und von des alten Mannes Hand sich festgehalten zu fühlen, als wolle er ihn nie mehr von sich lassen.

Der von kräftigen Männern getragene Sarg schwankte an ihnen vorüber. Hinter ihm gingen sie als erste, noch immer Hand in Hand. Dann standen sie nebeneinander am offenen Grabe, und wie der Sarg mit dem jungen Schläfer darin vor ihren Blicken in der Tiefe versank und aus dem Bereich des letzten Sonnenstrahles verschwand, zur Nacht zurückkehrte, da spürte Floyd, wie durch den Körper des alten Mannes ein Beben ging, und er fühlte die Verzweiflung des seines letzten Halts Beraubten mit.

Aber war es nicht genau so um ihn selbst bestellt? ging es ihm durch den Sinn. War Kate Lou nicht auch sein einziger Halt? Was sollte aus ihm werden, wenn er sie verlor? Ihre kürzliche Begegnung ging ihm nicht mehr aus dem Sinn. Sie war so ganz anders im Verkehr mit ihm gewesen, als ob sich zwischen ihnen eine noch unsichtbare Mauer zu erheben begönne. Als ob ihr Herz nicht länger ihm gehörte, und er es schon an die von ihr so geliebte Stadt verloren habe.

Während der Geistliche sprach und dann einige andere Männer das Wort ergriffen, begannen Floyds Blicke das geliebte Mädchen in der trauernden Menge zu suchen. Es dauerte lange, bis er sie entdeckte, und wie er sie dann neben Goliath stehen sah, der gleichfalls die Schichtkolonne verlassen hatte, da mußte er seine ganze Willenskraft aufbieten, um seine Gedanken auf den Bruder zu richten, den sie eben in den kühlen Schoß der Erde versenkt hatten.

Seiner unwürdig schien ihm diese ewige Eifersuchtsanwandlung, ein Verbrechen gegen das geliebte Mädchen — und doch konnte er seinem Mißtrauen nicht gebieten! Warum war seine Liebe zu Kate Lou eine endlose Qual? Warum brachte sie ihm nicht jene stille Feiertagsruhe, wie sie liebenden Herzen eigen ist?

Kate Lou nickte ihm, als ihre Blicke sich begegneten, grüßend zu und zuckte zugleich die Achseln, als wollte sie ihm zu seiner Beruhigung mitteilen, daß sie für die Aufdringlichkeit Goliaths nicht verantwortlich gemacht werden könnte und er sich darüber nicht weiter ärgern sollte. Was konnte sie auch für Goliaths Dreistigkeit! Und doch — und doch —

Ein starkes Zucken an seiner Hand unterbrach seinen Gedankengang. Wie er sich dem Vater zuwandte, sah er den alten Mann wanken, einige Schritte hin und her taumeln und mit einem dumpfen Ächzen zu Boden sinken.

Einen Moment stand er wie gelähmt und starrte auf die eigene Rechte, die eben noch des Vaters Hand umspannt hielt. Wie sein Blick in das fahl gewordene Gesicht des dicht am Grabesrand auf den hochgeschaufelten Erdhaufen gesunkenen alten Mannes fiel, faßte ihn eine rasende Angst. Wenn ihm im Übermaß seines Schmerzes das Herz gebrochen war! War er dann nicht mitschuldig an seinem Tode — er, der so trotzig des Vaters Gebot mißachtet und seinem Willen ungehorsam gewesen war?

(Fortsetzung folgt.)

# Der Goldfisch.

**Von Rudolf Presber.**

In Heidelberg gab es, als ich dort studierte, einen dicken, schrecklich dicken Dienstmann. Der „Muck“ hieß er. Wie er wirklich hieß, wußte kein Mensch. Ich glaube fast, er selbst nicht mehr. Der Muck war der umfangreichste Dienstmann, den ich je in Deutschland oder wo anders gesehen. Und er hatte die röteste Nase, die je leuchtend ins Bereich meiner Augen gestrahlt.

Der Muck war nicht töricht; aber er redete nicht gern. Das Reden ermüdete ihn. Auch war er nie ganz nüchtern; ein Zustand, der den Dienst der Zunge bekanntlich erschwert. Der Muck hatte den Fleiß nicht erfunden. Pakete, deren Gewicht ein Pfund überstieg, trug und besorgte er ungern. Bekam er einen schwierigeren Auftrag, so winkte er gewöhnlich einen jungen, nie rasierten Kollegen heran, den er onkelhaft begönnerte, und empfahl dem Auftraggeber diesen dankbaren Jüngling für das lästige Geschäft.

Der Muck stand immer am selben Platz: zwischen der Universitätsbuchhandlung und dem schmucken Juweliergeschäft, dessen Inhaber ein Bruder des berühmten Malers Wilhelm Trübner war. Hier lehnte der Muck malerisch in einer Mauerecke und wartete, ob ein Saxo-Borusse vielleicht ein Veilchensträußchen für eine englische Miß ins Hotel Victoria getragen haben wollte, oder ob ein Vandale noch rasch einen Eilbrief an seinen alten Herrn in den Zug nach Hamburg zu besorgen hatte. Dann schlug der Muck den Betrag für die Trambahnfahrt, hin und zurück, gleich auf das geforderte Honorar — und bestieg seufzend den Wagen, um sich gewissenhaft zu betätigen.

Da ich damals auch häufig Veilchensträußchen zu überbringen hatte und der vorbildlichen Diskretion des Muck gewiß war, der niemals in Gegenwart Fremder oder gar verwandter Personen den Namen seines Auftraggebers nannte, so standen wir in Geschäftsverbindung, der Muck und ich. Und da meine Aufträge manchmal munterer Natur waren und der Muck im Grunde ein vergnügter Knopp war, so hatte er mich, glaub' ich, ganz gern und nannte mich „Herr Baron“, obschon er so gut wie ich selbst wußte, daß mein Koffer ganz schlicht „R. P.“ gezeichnet war und in dem Hause Anlage 22 hinter der Zimmerdusche stand.

Damals hatte ich unter meinen Studienfreunden einen — er ist längst tot — es war ein lieber, netter Kerl, nur spielte er immer den „Feuerzauber“ auf seinem verstimmten Klavier, wenn man ihn besuchte — — ja, also, den wollte seine Familie durchaus mit einem sehr begüterten Mädchen in seiner Heimat verheiraten. Natürlich erst, wenn das Examen bestanden war. Sie war aus bester Familie und sehr hübsch — das sagten die Eltern. Er sagte gar nichts. Aber er wollte nicht. Er nannte sie nur den „Goldfisch“, wenn er von ihr sprach.

Seine Mutter hatte Anfang des Semesters ein paar Wochen oben auf dem „Kohlhof“ gewohnt. Und jedesmal, wenn wir sie dort besuchten, nahm sie mich in mütterlicher Besorgnis bei Seite und sagte: „Versprechen Sie mir, lieber Herr Rudolf, daß Sie meinem Heinrich gut zureden.“ Sie nannte gut zureden: den „Goldfisch“ mit schönen Reden anpreisen.

Und dann hatte sie gehört — von irgend einem Undisziplinierten —, daß ihr Heinrich eine kleine Freundin in Heidelberg habe —, ein Bürgermädel. Das griff aber eigentlich den Ereignissen vor. Er hatte sie noch nicht — er liebte sie nur — und hoffte.

Als ich mich dann am Bahnhof mit vielem Hackenklappen, wie das damals vorgeschriebene Mode war, von Heinrichs Mutter verabschiedete, sagte sie halblaut: „Ich habe also Ihr Wort, Herr Rudolf, Sie sind sein Freund! Und sobald er Dummheiten machen will mit der Kleinen, erinnern Sie ihn an — den Goldfisch. Sie tun für sein Leben ein gutes Werk. Glauben Sie seiner Mutter!“

. . . Jetzt war es Sommer. Und heute nachmittag — das hatte ich nicht direkt von Heinrich erfahren, aber so aus allerlei Vorbereitungen gemerkt —, heute nachmittag sollte so um fünf Uhr ein kleiner „Tee“ bei ihm sein.

Na ja, er erwartete Wunderdinge von diesem Nachmittag und diesem Tee. Seiner Wirtin hatte er eine Rückfahrkarte nach Neckarsteinach geschenkt. Sie mußte dort unbedingt mal unter blühenden Kastanien Kaffee trinken! Uns hatte er erzählt, er führe nach Mannheim am Nachmittag, um dort abends die „Walküre“ zu hören. Aber die Kastanien in Neckarsteinach blühten schon längst nicht mehr — und im Mannheimer Hoftheater wurde an jenem Abend der „Wildschütz“ gegeben.

Der Auftrag der besorgten Mutter fiel mir ein. Außerdem ärgerte mich die Heimlichtuerei des Freundes. Wenn er denn schon — warum denn — —?

So ging ich zu Muck an die bewußte Ecke. „Muck“, sagte ich, „wissen Sie hier irgendwo eine Zoologische Handlung?“

„Wollen Sie einen Hund kaufen, Herr Baron?“ fragte Muck freundlich, denn er witterte Prozente.

„Nein, keinen Hund, Muck. Einen Fisch.“

Mucks Gesicht spiegelte Enttäuschung. „Ach so. Eine Fischhandlung ist oben in der Plöck.“

„Nein, keine Fischhandlung. Ich brauche lebende Fische. Und keine Speisefische — ich will Goldfische.“

Muck wußte auch dafür Rat. Ja, oben in der Nähe vom Bahnhof — wir werden am besten mit der Trambahn . . .“

Und wir fuhren mit der Trambahn, der Muck und ich. Fanden das Geschäft und die Goldfische. Ich erstand zu Mucks nicht geringem Erstaunen acht lebende Goldfische und, was ihn noch mehr Wunder nahm, acht Fischglocken. Allerdings nur ganz gewöhnliche Fischglocken, von denen ich die Hälfte billiger bekam, weil sie einen Sprung hatten. Aber die anderen waren auch keine Ausstellungsobjekte.

„So, jetzt setzen wir je einen Goldfisch in je eine Glocke. Und nun geben Sie acht, lieber Muck. Ich engagiere Sie für zwei Stunden heute Nachmittag — von fünf bis sieben Uhr.“

„Um Gotteswillen!“ ächzte Muck, dem zwei Stunden Arbeit hintereinander durchaus unbekömmlich erschienen. Außerdem war er gewöhnt, um halb Sieben einen Abendschoppen beim „Kümmelspalter“ zu machen. Das sagte er mir ehrlich.

Ich redete ihm den Abendschoppen aus.

„Also Muck“, belehrte ich ihn, „Sie haben doch eine Uhr? — Und was für eine — ich sehe schon — bei Ihnen ist alles gigantisch. Schön. Jetzt stellen Sie sich die acht Goldfischgläser — Sie können natürlich nur immer zwei auf einmal transportieren — die stellen Sie sich in die Nähe des „Silbernen Hirschen“. Dort wohnt, Sie wissen, mein Freund, der —“

Muck nickte — er war im Bilde. Er schlug mir selber vor, die acht Goldfischgläser ins Café Häberlein zu stellen. Das war zwei Häuser vom „Silbernen Hirschen“ entfernt. Und außerdem gab es dort, wie in jedem Kaffeehause, Kognak.

Was aber sollte weiter geschehen?

„Weiter? — Alle Viertelstunde, genau nach Ihrer tadellosen Uhr, lieber Muck, gehen Sie nun in den „Silbernen Hirschen“ in den ersten Stock, gleich rechts die Tür an der Treppe, zu meinem Freund, dem Herrn Heinrich — und geben ihm persönlich — verstehen Sie, persönlich! — ein Goldfischglas ab.“

„Alle Viertelstunde — einen Goldfisch?“

„Jawohl. Sagen Sie aber nicht, wer Sie schickt! Und deuten Sie niemals an, daß in einer Viertelstunde wieder ein Goldfisch antanzt. Um sieben Uhr geben Sie den letzten Goldfisch — das ist also der achte — da oben ab.“

„— wenn mich der Herr Baron nicht schon beim vierten oder sechsten die Treppe hinuntergeworfen hat!“

„Das wird er nicht, lieber Muck. Übrigens. Sie kennen ja die Treppe; sie ist nicht unbequem — und sehen Sie sich vor!“

„Ja, ja — das mach' ich schon.“ Mucks rote Nase zuckte. Über sein weinrotes Gesicht wetterleuchtete eine heftige Fröhlichkeit. Alle Viertelstunde einen Goldfisch — und das nicht weit weg — gleich ins Nebenhaus abgeben — und — das war für ihn kein Zweifel — einen Beschenkten damit zu ärgern — und ernst dabei bleiben und feierlich. Das war ein Geschäft für Muck, wie es durchaus seinem Wunsch und Wesen entsprach . . .

Von einer entfernten Bank in den Anlagen — da, wo jetzt der Bunsen sitzt, denke ich, die famose alte Exzellenz, die, als lebendiger Bräutigam, ihren eigenen Hochzeitstag vergaß und dann für immer ledig blieb, — beobachtete ich die Expeditionen des braven Muck.

Punkt fünf Uhr kam er, sein Goldfischglas wie eine geweihte Schale in den Händen vor sich hertragend, bedächtig aus dem Café Häberlein und verschwand zwei Häuser weiter im „Silbernen Hirschen“. Zwei Minuten später kam er, schmunzelnd wie nach vollbrachter guter Tat, wieder heraus. Er hatte begriffen — er hatte gewirkt.

So tat er jede Viertelstunde mit dem Glockenschlag. Als er von der Ablieferung des fünften Fisches zurückkommend die Schwelle des Hauses überschritt, wurde oben ein Fenster aufgerissen. In den Händen Heinrichs, der sich für den „Tee“ mit einer Pekesche geschmückt hatte, blitzte ein Goldfischglas. Wasser ergoß sich in dickem Strahl sturzbachartig über den unten zusammenzuckenden Muck. In der Wasserflut blitzte es goldig auf.

Ein paar Minuten später huschte, wie von Hunden gehetzt, ein hübsches, schlankes Mädel, den eilig aufgestülpten Hut schief auf dem blonden Wuschelkopf, mit einem Arm erst im Mäntelchen, über die nassen Fliesen. Ohne sich umzusehen, rannte sie nach dem Stadtpark zu davon.

Oben beugte sich Heinrich in der Pekesche weit aus dem Fenster: „Elli — Elli —!“

Aber Elli hörte nicht. Dahingegen wäre sie beinah mit dem tüchtigen Muck zusammengestoßen, der gerade gewissenhaft, Fisch Nummer sechs behutsam im Glase balanzierend, seinen versprochenen Gang wieder antrat . . .

Am nächsten Morgen schickte mir Heinrich seine Zeugen: Säbel ohne Binden und Bandagen bis zur Abfuhr. Aber die Zeugen, so würdig sie sich benehmen wollten, konnten kaum das Lachen verbeißen, während sie ihre Forderung begründeten. Und ich lachte auch. Dann tranken wir zusammen einen Schnaps. Und schließlich — zwei Tage später — lachte Heinrich auch. Der Zorn war verraucht, der Humor siegte. Die krummen Säbel sind nicht bemüht worden in der Hirschgasse.

Mit den Goldfischen hat er das siebenjährige Söhnchen seiner Wirtin glücklich gemacht.

Den „Goldfisch" hat er dann drei Sommer später geheiratet.

Jetzt ist er schon eine ganze Reihe von Jahren tot. Die Witwe, eine nette, stille Frau, habe ich mal besucht. Ihre beiden Jungens spielten gerade mit einem Aquarium.

„Vater hat's uns noch geschenkt," sagte der Älteste. „Er hat die Goldfische so gern gehabt."

„So?" sagte ich, „das wußt' ich gar nicht. Und der Muck ist auch schon tot."

Aber da merkte ich, daß ich eine Dummheit gesagt hatte — und ging.

---

## Am Sonntag.

Bist du schon einmal durch den Wald gegangen
Des Sonntags, wenn vom fernen Dorf herüber
Ganz zart und leise Kirchenglocken klangen?

Und standest du dann an des Menschen Seite,
Der gleich wie du empfunden all das Schöne,
Das vor dir lag in Nähe und in Weite?

Und hast du all dies schweigend aufgenommen
Mit jenem, der das Liebste dir auf Erden — —
Ist still der liebe Gott vorbeigekommen!

Frieda Callier.

---

# Die Schätze von Petra.

Von Dr. M. H. Eggert-Athen.

Bei archäologischen Ausgrabungen hat in diesen Tagen ein für das Britische Museum arbeitender Forscher, dessen Name vorerst noch der Öffentlichkeit vorenthalten wird, außerordentlich wertvolle Juwelen gefunden, unter denen besonders ein der Kretaer vorgeschichtlichen Zeit angehörendes Diadem und eine Reihe prächtig gearbeiteter Kleinkunstgegenstände die Bewunderung der Eingeweihten gefunden haben. Die Angelegenheit wird zunächst noch geheim gehalten, weil die gefundenen Wertgegenstände nach fachmännischem Urteil erst ein ganz kleiner Bruchteil eines bedeutenden Schatzes sind, der nach zuverlässigen Berichten den größten und wertvollsten aller bisherigen archäologischen Funde darstellen wird.

Nach den bisher durchgedrungenen Berichten, die wie Erzählungen aus „Tausend und Eine Nacht" anmuten, liegt der Fundplatz in der Nähe der geheimnisvollen Stadt Petra, zwischen dem Roten Meer und dem Toten Meer, im Tale „Wadi-Mouca" (Moses-Tal). Die Stadt Petra ist buchstäblich in einen Randfelsen der Hochfläche eingegraben, die sich zum Golf hinunter in einer Steilküste fortsetzt. Ein zweiter Ausgang, der Seeseite entgegengesetzt, bildet einen Engpaß, der sich stundenlang zwischen zwei Gebirgsketten hindurchschlängelt. Diese Hochfläche war den umherziehenden Arabern bekannt; sie verschonten jedoch die Stadt Petra mit ihren Einfällen, wenn auch ihre Tradition von unermeßlichen Schätzen wußte, die nicht weit von Petra vergraben sein sollten. Durch die Geschichte ist zur Genüge bekannt, daß die Stadt selbst von den Stämmen der Nabathener erbaut worden war, die als Kaufleute oder Schiffer, in der Hauptsache jedoch von der Seeräuberei lebten. Die Nabathener übten ihre Herrschaft im zweiten und ersten Jahrhundert vor Christi Geburt aus, und zwar in dem Landstrich zwischen Damas und Ghaza. Durch allmähliche Ausbreitung ihrer Grenzen bis zu den Küstengebieten Ägyptens kamen sie mit vorgeschrittener Kultur in Berührung, die sie sich bald zu eigen machten und weiter ausbildeten; auf diese Weise erreichten sie bald einen hohen Grad eigener Kultur. Die Stadt Petra selbst diente als Schlupfwinkel der Seeräuber, die darin ihre Beute versteckten.

Das Ende der Nabathener und der Untergang Petras sind in Dunkel gehüllt, das tragische Geheimnis eines Volkes von mehreren hunderttausend Seelen, von denen man so wenig weiß, woher sie gekommen, noch wohin sie gegangen sind. Die Araber hatten von ihnen nur gehört, sie aber wohl nie gesehen. Gibt es überhaupt noch Schätze in den unterirdischen Gewölben dieser sagenhaften Stadt Petra?

Der erste Versuch, den Überlieferungen von Volk und Stadt nachzugehen, wurde im Jahre 1912 von dem deutschen Forscher Burckhardt unternommen, der auch tatsächlich nach langem Suchen die Stadt fand. In der Folgezeit wagte jedoch niemand mehr, seinen Ehrgeiz zu weiteren Entdeckungen anzuspornen: Zwei deutsche Missionen wurden unmittelbar nach der Entdeckung Burckhardts von den feindseligen Araberstämmen im Engpaß überfallen und verschleppt. Erst zehn Jahre später, unmittelbar nach der englischen Besetzung Palästinas, schickte das Britische Museum eine zahlreiche Kommission unter Führung eines Archäologen in die Forschungsgebiete. Die Arbeiten kamen jedoch nicht vom Fleck und würden aller Voraussicht nach ergebnislos verlaufen sein, wenn nicht ein Zufall den Stein ins Rollen gebracht hätte.

Ein Beduine befand sich eines Tages mit seiner Familie in den Trümmern der Stadt Petra und zwar innerhalb der Grundmauern eines größeren Gebäudes. Während er sich eine Stelle zum Übernachten aussuchen wollte, gab plötzlich eine größere Steinplatte nach, und ehe er noch um Hilfe rufen konnte, stürzte er auf den Boden einer unterirdischen Grotte. Die Platte hatte sich um sich selbst gedreht und lag mit der ehemaligen unteren Seite jetzt nach oben, wieder an ihrer alten Stelle, genau dort, wo der Beduine gestanden hatte. In der Grotte herrschte ein undurchdringliches Dunkel und eine beklemmende Luft. Der Eingeborene rief um Hilfe, aber niemand hörte ihn. Nachdem er sich vom ersten Schreck erholt hatte, suchte er nach einem Ausweg, und im Kreise herum tastend, fand er nach längerem Suchen einen schmalen Gang, dem er in der Finsternis folgte. Langsam gewöhnte sich das Auge an die Dunkelheit. Schließlich führte ihn der Gang in eine geräumige Halle, in die noch mehrere Seitengänge einmündeten. Inmitten dieser Halle, die durch schwache Lichtschimmer spärlich erleuchtet war, erhob sich eine umfangreiche, kreisrunde Nische, die in das Felsgestein eingehauen war. Wie erstaunte aber der Beduine, als er sich dieser Nische näherte! Die einzelnen Felsfächer waren über und über mit Goldschmuck und Edelsteinen angefüllt, die trotz der spärlichen Beleuchtung glitzerten und funkelten! Er raffte zusammen, was er zu tragen vermochte, und schickte sich an, einen Ausgang aus der Schatzkammer zu suchen. Nach stundenlangem Umherirren, in dem er völlig die Orientierung verlor, gelangte er endlich halberschöpft an die Oberfläche zurück. Seine Familie, die bereits benachbarte Volksgenossen zur Hilfeleistung herangeholt hatte, fand er erst in einer Entfernung von vier Kilometern wieder.

Die englischen Behörden erhielten durch Zufall von den Entdeckungen des Beduinen Kenntnis. Da sie an der Richtigkeit der Angaben begreiflicherweise zweifelten, schickten sie zunächst Sachverständige zu dem Beduinen mit dem Auftrage, ihm einen Teil der Fundgegenstände abzukaufen. Zum größten Erstaunen der Archäologen stellte es sich heraus, daß die Funde von außerordentlich großem Werte waren. So kam der Stein ins Rollen!

## Lustige Rundschau

* **Kleines Mißverständnis.** Ein Napoleon-Drama wird geprobt. Zu Beginn des dritten Aktes steht ein Katafalk auf der Bühne. Regisseur: „Herr Inspizient, das ist nicht deutlich genug; das Publikum muß sofort wissen, daß hier Napoleon II. drinliegt. Lassen Sie zur Aufführung auf den Sarg mit großen Buchstaben malen: N. II." Als sich in der Premiere der Vorhang zu diesem Akt hob, erblickte das Publikum auf dem Sarg die rätselhafte Inschrift: „Entzwei."

*

* **Mißtrauisch.** „Komm weg, Jakob, da ist ein böser Hund, der bellt so wütend!" — „Du weißt doch, Hunde die bellen, beißen nicht." — „Nun ja, ich weiß; — weiß ich, ob er weiß?"

*

* **Das Traum-Orakel.** „Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Treffer in der Lotterie." — „Danke schön. Und wissen Sie, daß ich mir meine Nummer 4 2, die gewonnen hat, selbst ausgewählt habe?" — „Wie sind Sie denn darauf gekommen?" — „Ganz einfach: mir erschien im Traum eine große 7 und in der nächsten Nacht wieder eine 7. Da habe ich mir gedacht: 7 mal 7 ist 42, und die Nummer hab' ich genommen!"

---

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.